



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 54.

Samstag, 3. März

1908

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

(1. Fortsetzung.)

Von Walter von Nummel.

„Boß Bliß. Gleich mehrere Tage.“ In den schwarzen Augen des Fremden flammte es auf.

„So sagte man mir. In geschäftlichen Angelegenheiten. Vielleicht wegen des Gutsverkaufes. Mag auch sein, daß jemand aus Frankreich, mit dem er zu reden hat, in Freiburg eingetroffen ist.“

„Holla. Da werd' ich mich sputen und dem Herrn von Héricourt nach Freiburg nachreisen müssen. Gleich morgen will ich nach Feurbruls und mir bei Frau von Héricourt Bescheid holen. Oder ist sie mit nach Freiburg gefahren?“

„Die gnädige Frau von Héricourt sind, so viel mir bekannt, zu Hause geblieben. Soll ich morgen früh einen reitenden Boten hinübersenden, der Euch anfragt?“

„Schönen Dank für seine Freundlichkeit. Mein Diener wird das besorgen. Ich werd' ihm einen Brief mitgeben.“ Es war, als ob der Grüne einen Augenblick ins Sinnen kommen wollte, aber schon sprach er gelassen weiter und wandte sich anderem zu.

Nach einer Weile entnahm er seinem Rock eine kleine Ledertasche und zog aus derselben ein zusammengelegtes Papier hervor. Er entfaltete es und überreichte es dem Wirt. „Mein Paß. Möglich, daß ich länger bleibe, falls die Verkaufsverhandlungen sich in die Länge ziehen sollten. Laß Er das Ding da dem Landvogt vorweisen, damit alles in Ordnung geht und unnütze Schwierigkeiten vermieden werden.“

Der Wirt zur „Krone“ starrte in den Paß und buchstabierte mit ziemlicher Mühe den Namen seines Gastes heraus. „Rittmeister Albrecht von Ried.“ Er faltete das Papier wieder behutsam und andächtig zusammen, versorgte es wohl in seiner Brusttasche, um sodann einen beifälligen und bewundernden Blick auf den Grünen zu werfen. „Ein junger Rittmeister“, stellte er fest, „werden nicht viele mit diesem Titel und so geringer Jahreslast auf dem Rücken herumlaufen.“

„Nicht so viel Verdienst dabei, wie Er sich wohl denken mag. Kriegsglück. Wenn die anderen zu Boden sinken wie die Mäden im Raufrost, avancieren die, die eine kugelsichere Haut hatten. — Laßt uns von etwas anderem reden. Noch eine Frage, Herr Wirt. Wie geht der Weg nach Feurbruls?“

„Sehr einfach. Von Murten fergengerade den See entlang nach Avenches, dann wieder schnurgerade bis Payerne, dort biegt Ihr nach Osten aus. Dann seht Ihr auch schon die Lindenallee auf dem Hügel. Wenn die Linden zu Ende gehen, steht Ihr am Schloß. Ein Kind kann es finden. Wenn Ihr aber zu fragen habt, müßt Ihr in welcher Sprache fragen und könnt nichts als welchen Bescheid bekommen. Hier in Murten reden wir noch Deutsch — schon in Avenches spricht man Französisch.“

„Keine Sorge, Herr Wirt. Man wird sich behelfen.“ Er erhob sich. „Ich will auf mein Zimmer — der Mantelack ist noch auszupacken.“

Der Wirt nahm seinen Leuchter und ging ihm voran.

„Mein Diener?“

„Unten in der Gesindestube.“

„Ich muß ihn sprechen.“

Der Wirt führte Ried die Treppe hinab zu einer Tür, aus der nur ein schwacher Lichtschein, dafür aber um so lautere Stimmen hervorströmten. Als der Wirt die Tür öffnete, fanden sie sich einer höchst vergnüglichen Gesellschaft gegenüber, die aus einigen Dienern und Hausmädchen bestand. Mitten darunter Joseph, den Arm fest um die pralle Hüfte des lachenden Breneli gelegt. Das errötete nun jäh und schlug ihm scheltend den Arm weg.

„So find' ich dich wieder, lieber Joseph. Statt daß du mein Zimmer in Ordnung bringst.“

„Alles zum Besten besorgt, Herr Rittmeister.“

„Gut — dann brauch' ich dich nicht mehr. Bleib hier, solange sie dich nicht hinauswerfen. Und plag' mir das arme Breneli nicht allzusehr.“

„Bei Gott, da haben der Herr Rittmeister recht. Ihr Herr Joseph ist der leidhaftige Leuteschinder und -plager. Und ein schlauer Schelm noch dazu. Macht sich auch lustig über unsere Sprache. Verstehst dabei nicht die Hälfte von dem, was ich sage.“

„Er muß das erst lernen, Jungfer. Ist eben kein Schweizer.“

„Nein, bin ganz hinten im Österreichischen daheim, wo die Adler zwei Köpfe, die Ochsen sechs Beine und die Menschen —“

„Da hört ihn nur wieder. Tut das vielleicht fremd und genierlich? Ist einer von denen, die glauben, an alles rühren zu dürfen.“

„Dann fahr' Sie ihm über Hand und Maul, Jungfer. Sie ist doch statlich und schwer genug, wird mit einem so leichten Springinsfeld schon fertig werden und ihn zur Tür hinausfahren, wenn er Ihr in der Kammer nicht mehr gut darinnen steht.“ Er drohte Joseph nochmals mit dem Finger, wünschte gute Nacht und trat aus dem Zimmer.

„Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister“, entschuldigte der Wirt, ihm die Stiege hinaufleuchtend, „sind halt junge Leute und wollen sich lustig machen.“

„Bin kein Spahverderber. Wird Ihm aber mein Joseph zu laut, dann lösch' Er die Lichter und schick' ihn mir zu.“

Im zweiten Stockwerk des Hauses angelangt, öffnete der Wirt eine Tür, trat ein, stellte den Leuchter auf den Tisch und verließ Ried mit mehrfachen guten und geruchsamem Nachtwünschen.

Ried sah sich befriedigt um. Einige alte Bilder dunkelten behaglich aus der geschwärzten Tapete heraus. Ein großer, viereckiger Tisch, ein paar Stühle davor, sauberes Bettzeug. Was wollte man auf Reisen mehr?

Er warf sich in einen Armstuhl und versank in ein nachdenkliches Brüten. Er erwachte daraus erst, als die schweren Holzschritte im Kamin funkenstiebend zusammenprasselten. Seine Gestalt straffte sich. Er erhob sich, ging an den Mantelack, entnahm ihm Papier und Feder. Unschlüssig sah er vor sich hin.

Josephs helle, junge Stimme drang aus der Gesindestube, wo die Tür wohl für einige Augenblicke offenstand, zu ihm herauf. Joseph lang da rasch zusammengebeugte Kieder. „Breneli“, scholl es heraus

„Schnell“ und „Schnell“ waren die nächsten Reime. Dann hörte Ried nichts mehr. Die Tür war wieder geschlossen worden.

Ried nickte vor sich hin. Der gute Joseph hatte noch hundert und hundert Blumen in seinem Garten. Und jede neue schien ihm hundertmal schöner als die anderen. War das nicht besser? War das nicht vielleicht klüger?

Er setzte die Feder an und begann zu schreiben. Schon klotzte er wieder. Seine Gedanken flogen ihm alle von Blatt und Feder davon, waren bereits in Jeurbruls, waren alle bei Marie Rose Héricourt. . .

Am nächsten Morgen saß Joseph schon früh im Sattel. Er hatte das Packpferd genommen, und der Scheer, der gestern in Schnee und Sturm, mit schwerer Last beladen, nur unfroh und widerwillig gelaufen war, schien heute an dem hellen, sonnigen Tage ganz anderer und besserer Laune zu sein. Er schnaubte, scharrte ungeduldig den Schnee von dem holprigen Pflaster weg und wollte vorwärts. Aber er durfte noch nicht. Denn unter der Tür stand das Breneli und bemühte sich, dem Reiter den Weg, den er zu nehmen hatte, liebevoll zu erklären. Ein halbes Dutzendmal hatte sie es schon redlich und nach besten Kräften versucht, mit dem schließlich betrüblichen Enderfolge, daß der brave Joseph nunmehr von Avenches weg mitten in den Neuchâtelsee reiten und hinter Payerne die Richtung nach Lausanne einschlagen wollte. Eifrig und unentwegt begann sie ein stiebendes Mal. Josephs rosiges Gesicht aber schaute immer blöder darein. Ein verständnisloses Grinsen legte sich dreist um seine Mundwinkel.

Da begriff sie mit einem Mal. „Ach — Er will mich zum besten haben. Dafür such' Er sich eine andere. Fall' Er in den See. Reit' Er nach Lausanne und bleib' Er dort. Gott befohlen, Herr Joseph.“ Sie machte feiert, feuerte, wie sie das von Josephs Pferde eben gesehen haben mochte, lebhaft und ärgerlich mit ihren Füßchen aus, daß die Röcke flogen und angenehme, rundliche Waden sehen ließen. Dann verschwand sie im Hausgang.

„Na, endlich“, lachte Joseph, „da sind meine guten Wienerinnen doch weniger begriffsstutzig.“ Er sah noch einmal zurück, und da das Breneli ihn wirklich endlich seinem Schicksal überlassen zu haben schien, ritt er langsam dem südlichen Tore Murtens zu. — — —

Einige Stunden später war er wieder da und brachte Nachricht mit, daß man seinen Herrn am Nachmittag in Jeurbruls erwarte.

Nach Tisch brachen denn Ried und Joseph auf. Der Tag war schön und wolkenlos geblieben. Die Türme und Mauern Murtens hoben sich goldgelb von einem strahlenden, blauen Himmel ab. Im Grunde lächelte in stiller Verträumtheit der Murtensee und hielt in breitem, silbrigen Schilfbett seinen Nachmittagschlaf. In hellstem, reinstem Weiß leuchtete die langgestreckte, hohe Mauer des Jura, als ob sie nur aus Schnee und Eis geformt wäre.

Aber auf der Straße, die sie ritten, waren Eis und Schnee bereits wieder aufgetaut und spritzten unter den Füßen der trabenden Pferde nach allen Seiten. Am Schlachtfeld von Murten vorbei, wo die Eidgenossen Karl den Kühnen und seine Burgunder ins Wasser geworfen, ging der Ritt weiter dem See entlang. Albrecht Ried saß schweigend im Sattel, und Joseph vertrieb, da der andere nicht sprechen wollte, die Zeit sich damit, daß er zum Takte des Fußschlags ein Liedlein nach dem andern vor sich hin pfiff. „Dort“, unterbrach er sich, als sie Payerne hinter sich hatten, und deutete auf die Hügelkette im Osten.

„Bei den Bäumen?“

„Ja. Bei den Linden.“

Kurz darauf hatten sie die von Joseph bezeichnete Stelle erreicht und durchritten eine langgestreckte Lindenallee. Ein eisernes Tor, dessen beide Flügel offen standen, nahm sie auf. In der Mitte über der Einfahrt prangte, in überladene und verschnörkelte Ornamentik eingefaßt, das Wappen der Héricourts, ein Greif. Der Garten, den sie nun überquerten, war ganz im Stile eines französischen Schlossgartens gehalten. Büsche und Hecken waren genau abgegrünelt und wie von der Hand

eines äußerst gestrengen Haartrachtkünstlers aufs peinlichste beschnitten und gepflegt. Auf den Rasenflächen zeichneten sich unter dem Schnee Arabesken und Ornamente ab. Zwischen gelblichen Steinpyramiden und in der gleichen Form zugefügten Bäumchen standen schwarze mit Kranggewinden geschmückte, riesige Urnen, die Statuen Apollos, Dianas und anderer Gottheiten. Am Ende eines Seitenweges erhob sich ein Pavillon. Davor lagerte sich ein großer, kreisrunder, mit einem Steingeländer umrandeter Springbrunnen.

Zwischen alten, hohen Parkbäumen, die, rechtwinklig zugeschnitten, wie große Grenadiere stumm und stramm in Reih und Glied standen, war das Schloß, ein einköfiger Bau, sichtbar. In verschiedenen Nischen zeigte sich reicher Skulpturenschmuck; das Portal war von schwerer und wichtiger Säulenpracht umgeben. Die hohen Fenster des Erdgeschosses senkten sich bis zum Boden und blickten in der schräg stehenden Sonne.

Am Hauseingang unter dem Portale angelangt, sprang Ried ab und übergab Joseph seinen Kappen. „Schau, daß du mit den Pferden schön unterkommst. Und halte sonst die Augen gut offen.“

„Wird geheißen.“ Rieds Pferd mit sich führend, trat Joseph in den auf der Seite sich öffnenden Hofraum.

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling.

Nach des Regendämmers trübem Bangen,
Das dumpf schwelend lag auf dürrm Land,
Ist ein heiterer Morgen aufgegangen
Mit des Frührots fladerlichem Brand.

Und der Himmel, wolkengrau gebunden
All die Wochen winterfahler Ruh,
Kraucht der Erde, die dem Schlaf entwunden,
Seiner blauen Banner Lichtgruß zu.

Welle Äste scheinen sich zu heben
Schwellend aufgereckt von junger Kraft;
In der dunklen Scholle atmet Leben
Sonnentagen aus der Winterhaft.

Von der Wolkenjagel weißen Säumen
Schwingt schon Vogelruf hoch überm Feld;
Zäh aus sehnuchtschwerer Nächte Träumen
Trat das Wunder strahlend in die Welt.

Sinter silberblank verströmter Bälle
Klassen schon des Frühlings Tore weit,
Und du stehst gebendet an der Schwelle
Neuer, traumverheißener Herrlichkeit.

Heinrich Reiz.

Vogel im Meer.

Skizze von Heinz Ludwig Kaymann.

Die bretonischen Fischer, die schon seit Wochen mit ihrem uralten braunbesegelten Zweimaster auf dem Atlantik lagen und fluchend die schweren Netze hievten, horchten mit einem Male auf und hielten verstummend mit dem Einholen der Netze inne. Ein Ton drang durch die Luft, den sie auf dem Meere noch nicht gehört hatten. Plötzlich erblickten sie zu ihrem maßlosen Erstaunen, eben aus einer Regenwolke tretend, ein Flugzeug, das silberweiß in der Sonne blühte. So weiß hatten sie noch keins gesehen. Der Flieger kam geradewegs auf den Zweimaster zu. Die Fischer harrten und begriffen dies nicht, bis einer schrie: „Er hat sich verflogen!“ Da nickten alle; der Steuermann holte eilends die SignalfLAGgen und winkte aufgeregt Zeichen. Der Apparat wuchs mit unheimlicher Geschwindigkeit zu nie geschauter Größe an. Das Brausen des Propellers erfüllte losend den Raum. Das Flugzeug flog dicht über sie hin, so niedrig, daß es fast die FLAGge auf dem Mast streifte. Die Fischer duckten sich unwillkürlich vor dem unheimlichen Riesenvogel. Sie sahen einen Kopf in wulstiger Lederkappe und winkende Hände. Da schrien sie wie besessenen und schwenkten unbeholfen ihre segebräunten Seemannsbranken. Während der Steuermann den Fliegern die Richtung zur Küste mit verweifelster Anstrengung verständlich zu machen suchte, hob sich der weiße Vogel leicht in die Höhe und entfernte sich schnell über dem Meere nach Westen zu, in den Abend hinein. Bald hatten die dort aufkommenden Wolken den Stahlvogel verschluckt. Starr standen die Fischer und schauten. Bis sie sich aus dem Staunen lösten und in

Alten Mutmaßungen über das Unfassbare ergingen. Alle hielten die Flieger für verloren, wenn sie nicht den Weg zurück zur Küste fanden. Sie standen erregt in ihren breiten, mit Schuppen übersäten Büxen herum. Die kurzen Tonpfeifen erloschen fortwährend, so daß sie viele Blindhölchen am Hofenboden antreiben mußten. Die Rehe mit dem gappelnden Innhalt rutschten langsam ins Wasser zurück. Allmählich sank der Abend aufs Meer. Die Fischer spürten ein aufkommendes Wetter in den Knochen. Sie reiften die Segel, setzten Toplaternen und Bordlichter und ertagten sich noch lange, nachdem sie ihre Rüsse leergegessen hatten, über das merkwürdige Erlebnis.

Die beiden Flieger hatten indes den Apparat auf 800 Meter hochgeschraubt. In dieser Höhe blies ein günstiger Ost-West-Passat. Der Motor lief mit Vollgas. Er brummte wie ein Urtier und riß den Apparat rasend vorwärts. Der eine Pilot sah am Steuer, der andere rauchte eine Zigarette und schaute nach Schiffen aus. Der Ozean dehnte sich in ungeheurem, wässernem Bogen von Horizont zu Horizont. Grenzenlose, gekürzte Wasser. Basalten rollend. Im Süden hingen Regenwolken in langen zerfledderten Streifen aufs Meer. Die Sonne versank, eine blendende Strahlenbahn aufs Meer werfend, rotglühend hinter violett sich auftürmenden Wolkensäulen, die beide Flieger nachdenklich betrachteten. Ganz hoch im Norden stand die lange Rauchfahne eines Riesen dampfers in der abendblauen Luft. Möwen flogen noch eine Weile mit; dann blieben auch sie zurück.

Die Flieger schauten nach Uhren, Skalen, Meßapparaten, beobachteten die Benzinzuleitung, den Ölstrahl, Höhenmesser und immer wieder den Kreiselkompaß. Sie hielten, nachdem sie anfänglich zu weit nach Süden abgekommen waren, nun Kurs scharf Nordwest. Sie waren erst wenige Stunden unterwegs, hatten also bis zur amerikanischen Festlandküste bei günstigem Wetter noch mindestens dreißig Stunden Flugzeit vor sich. Die Vorräte an Benzin und Öl reichten aus, ebenso die Lebensmittel und Erfrischungen. Die Piloten lösten sich dreistündlich ab. Eine Unterhaltung war bei dem Propellergeräusch nicht gut möglich.

Es war inzwischen völlig Nacht geworden. Im Führerstand glühte vor Uhren und Tabellen gedämpftes weißes und blaues Licht. Der Sternenhimmel hatte sich allmählich ganz zugezogen. Draußen war nichts mehr zu erkennen, vom Meer nichts zu sehen und zu hören. Ab und zu ließen sie die unter den Tragflächen angebrachten Scheinwerfer aufblitzen, aber ihr Licht verlor sich in der großen Dunkelheit. Sie hingen verloren im völlig finsternen Raum, in der Schwärze der Weltnacht, in grenzenloser Einsamkeit. Das einzige, was lebte, war das Propellergeräusch und der Takt des Motors.

Plötzlich klatschte Regen an die Fenster des Führersitzes. Ein Windstoß schüttelte den Apparat, daß der schlafende Flieger aufwachte und nach vorn kam. Der am Steuerrad saßte die Achseln. In dem häusigen Rütteln des Flugzeuges merkten sie das Aufkommen des Sturmes. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach der Magnetnadel des Kompasses die finstere Nacht zu durchschneiden. In höhere Luftschichten konnten sie nicht aufsteigen, weil das Flugzeug zu schwer war. In tieferen Lagen war der Sturm, wie sie rasch feststellten, noch stärker. Sie lösten sich ab. Aber der abgelöste Flieger legte sich nicht in die Hängematte, er untersuchte alle Leitungen, Ventile und horchte auf den Gang des Motors. So flogen sie mehrere Stunden. Der Sturm war immer stärker geworden. Ab und zu fladerte der Blitzschein eines fernen Gewitters auf. Dann sahen sie für einen kurzen Augenblick die haushoch getürmten weis-schäumenden Bogen des Meeres drohend unter sich. Der Sturm schüttelte den Apparat wie mit Riesensäulen. Er ließ ihn plötzlich in ein jähes Luftloch fallen, um ihn im nächsten Augenblick wie auf einer gewaltigen Windwoge hochzuheben. Plötzlich gab es einen heftigen Stoß, daß der Apparat fast umschlug. Er kam aber schnell wieder ins Gleichgewicht. Da stieß der Führer dem andern die Faust in die Rippen und zeigte auf niederrieselnde Rüsse. Der andere erbläste: die Benzinzuleitung war gebrochen, völlig auseinandergerissen. Sie schauten sich in die Augen. Der andere verstand.

In diesem Augenblick setzte der Motor aus. Unheimliche Stille. Dann stürzte der Apparat, fenerlos geworden, mit dem Motor nach unten in rasender Schnelligkeit ab. Die Flieger fanden keine Zeit mehr, das mitgenommene Gummifloß klar zu machen oder die Schwimmwesten anzuziehen. Schon klatschte das Flugzeug, ein Landapparat ohne Schwimmer, mit furchtbarem Aufprall in das hochaufsprühende Wasser. Der Motor zischte böse. Der Apparat wurde einige Augenblicke von den aufgeregten Wellen hin und her geworfen. Die Flieger öffneten rasch die kleine Cabinentür; aber eine gewaltige Woge schlug sie zurück.

Sie reichten sich stumm die Hände. Dann schlugen die Wasser gurgelnd über dem Apparat zusammen. Einen Schweiß von Luftblasen hinter sich herziehend, sank der weiße Vogel in kurzer Spirale taumelnd in die dunkle Tiefe des Atlantischen Ozeans.

Jrgendwo liegt in der grünen Dämmerung des ungeheuren Wasserberges halb vergraben in phantastischem Meerpfanzengewirr ein seltsames Tier. Eine weiße Riesennöve, den Schwanz steil nach oben gerichtet, starr, tot. Rundäugige Meerungeheuer rudern flobig heran und glohen aus phosphoreszierenden Augen das seltsame Tier starr an. Fangarme gleiten am stählernen Rumpf ab. Silbrige Flossen blühen über ihn hin. Der einst leicht beschwingte Riesenvogel ruht tot auf dem Meeresgrund und versinkt langsam in Tang und Sand. Niemand weiß wo

Truben.

Schon immer waren die Menschen von dem Bestreben geleitet, Schätze in besonders hergerichteten Möbelskuden aufzubewahren. Aus der Zeit der Antike wird von der Lade des Kypselos berichtet, die Reliefs aus Holz und Elfenbein zeigt. Daneben bestanden auch die eigentlichen Truben, die mehr praktische Gegenstände bargen. Vornehmlich Kleider und Leinwand hatten sie aufzunehmen. Außer den schönen maurischen Truben fand besonders die Brauttruhe zu erwähnen, die aus der deutschen Renaissance herrühren. Schwer wuchtet ihr Gewicht auf kurzen Füßen. Künstler von mehr oder weniger Ruf verewigten Bilder und Verzierungen in ihrem Holz, das Ganze dann übermalend. Später war die Truhe in dem vornehmen Hause verpönt. Sie wurde in das ländliche Anwesen verwiesen, wo sie als Kleinod hochgeschätzt war.

Welche hervorragende Rolle hat sie hier gespielt! Von Geschlecht zu Geschlecht erbte sie sich weiter. Die Vorfahren hatten ihre Schätze in ihr aufbewahrt. Mit Wehmut trennte sich die alte Großmutter von ihr, sie dem Schutz der Tochter, um die bereits Kinderlein spielten, anvertrauend. Kleider, nur an wichtigen Tagen getragen, Vinnen, in unermüdlichem Fleiß an langen Winterabenden bei surrender Spindel aus selbstgezogenem Flachs bereitet, Andenken, die erinnerungsfrohe Bilder an früher wach riesen, Schätze, die das Herz mit berechtigtem Stolz erfüllten — sie alle hatten ein Plätzchen zwischen ihren Pflanzen. Wie wohligh ließ es sich ruhen! Wie spannen sie beseligende Träume an längst vergangene Zeiten, der neuen Zeit mit ihrem fremden Geist abhold!

Die letzten Jahre haben die Truben in weiten Kreisen wieder zu Ehren gebracht. Vom Speicher, wo sie von Spinnwebseiler überzogen, von der Diele, wo sie als Aschenbrödel unbeachtet trauerte, hat man sie hervorgeholt, um begangenes Unrecht gutzumachen. In vielen Häusern auf dem Lande hat man ihr wieder ihre Funktion verliehen. Aus der Stadt kamen viele, die nach Altertümern suchten. Für ein paar wenige Mark wurde sie erkanden, ein begabter Schreiner hat sie aufgearbeitet, das Bord mit dem Wurm herausgerissen, durch ein neues ersetzt, aufgefriescht. So hielt sie ihren Einzug in den bürgerlichen Haushalt. Im Schlafzimmer hält sie treue Freundschaft mit dem Schrank, mit dem sie sich in die Aufgabe teilt, alles Mögliche zu fassen. Oft hat sie auch ihr bescheidenes Plätzchen auf dem Flur. Gar hübsch macht sie sich im Speisezimmer im Verein mit Büffett und Glaschrank. Die Kredenz kann dann bei kleineren Speisezimmern fehlen.

Mit Verständnisinnigkeit schaut sie hinauf zum Paneelebrett, auf dem allerlei Altertümer sinnieren. Mit den neuzeitlichen Möbeln hat sie sich fein verschwifert. Von ihr fließt ein heimlicher Schimmer aus, der das gesamte Mobiliar verklärt. Von dem Einwurf, daß hier keine Stilreinheit vorliegt, ist man längst abgekommen. Spricht hier doch eine Gefühlsseite des Bestehers, der am guten Alten hängt. Wenn nicht allzu viele Töne im Raum mitschwingen, so webt sich alles zur harmonischen Einheit zusammen, wobei der Ausdruck des Persönlichen, auf den heutzutage so viel Wert gelegt wird, vollakt gewahrt bleibt.

R. Wikel

○○○ Scherz und Spott ○○○

Verfchwendung. „Bater, ist es wahr, daß große Ohren Verfchwendung anzeigen?“ — „Jawohl, mein Junge, Verfchwendung der Natur.“

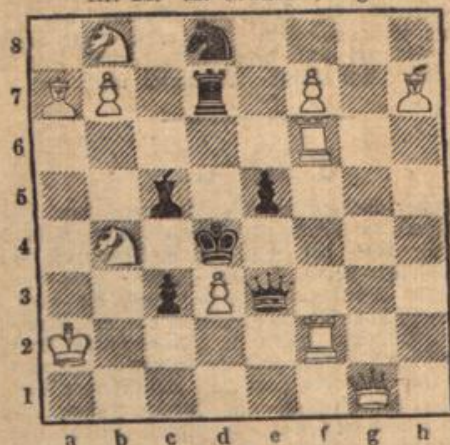
Immer praktisch. „Was macht denn eigentlich Ihr ältester Sohn? Wissen Sie, der, der als kleines Kind ein Goldstüd verschluckt hat?“ — „Der ist jetzt bei der Bank.“ — „Bekommen Sie da nicht Zinsen für ihn?“

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

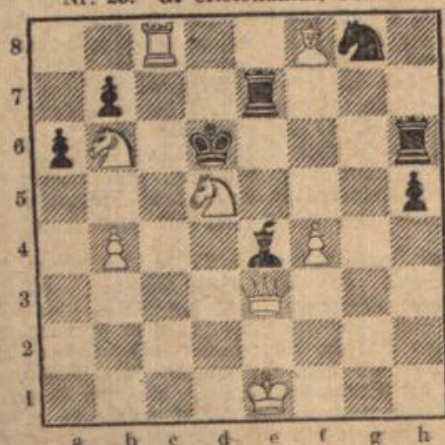
Nr. 24. M. Grünfeld, Riga.



Weiß: Ka2, Dg1, Tf2, f6, La7, h7, Sb4, b8, Bb7, d3, f7.
Schwarz: Kd4, Dd3, Td7, Lc5, Sd8, Bc3, e5.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 25. G. Cristofanini, Genua.



Weiß: Ke1, Dd3, Tc8, Lf8, Sb6, d5, Bb4, f4.
Schwarz: Kd6, Te7, h6, Le4, Sg8, Ba6, b7, h5.

Matt in 2 Zügen.

Wie bereits mitgeteilt, hat sich der Vorsitzende des Weltschachbundes, Dr. A. Rueb-Haag, nach Paris begeben, um mit dem neuen Weltmeister Dr. Aljechin über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen künftig ausschließlich der Weltbund die Weltmeisterschaft auskämpfen lassen will. Einstweilen verhält sich Dr. Aljechin derselben gegenüber noch vollkommen ablehnend. Da diese Angelegenheit gewiß noch viel Staub aufwirbelt, geben wir das Rundschreiben des Weltbundes, das er an seine Mitglieder versandt und worin er seine Vorschläge niedergelegt hat, in der nachfolgenden deutschen Übersetzung wieder. Es lautet: Nach Ablauf von sechs Jahren wiederholte sich der wichtige Kampf um die Weltmeisterschaft. Der Weltschachbund, als Vertreter beinahe sämtlicher Schachbünde der Welt, benutzt diese Gelegenheit den Meistern Aljechin und Capablanca für ihre Initiative zu danken, desgleichen dem ausführenden Ausschuss für seine Bemühungen und den Großmeistern noch im Besonderen für den Genuß, den sie der Schachwelt bereitet haben. Das bedeutende Turnier zu Buenos-Aires war in den Augen der Schachwelt ein sonderbarer Kampf. Seine lange Dauer mit der geringen Zahl klassischer Partien und mit den zahlreichen Remispartien, beides ohne Beispiel in der Geschichte des Schachspiels,

haben die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Indessen hat das Turnier zu Buenos-Aires gezeigt, daß der Zweikampf seinen bisherigen Charakter geändert hat. Durch den Weltbund gebeten seine Ansichten über den Wettkampf um die Meisterschaft zu entwickeln, wird der neue Weltmeister hoffentlich mit dem Bund darin übereinstimmen, daß die jetzige Handhabung den heutigen Erfordernissen nicht entspricht. Die große Anzahl der Kandidaten für die Weltmeisterschaft, die scheinbare Gleichheit ihrer Spielstärke lassen bei öfterer Wiederholung des Turniers die Feststellung der Anzahl der Partien als wünschenswert erscheinen. Nach einer Ruhepause, welche dem neuen Weltmeister von Rechtswegen zusteht, werden sich sicher die Meister Lasker, Capablanca und andere zum Streit melden. Die öffentliche Meinung aber wird fordern, daß der Weltbund, das Organ sämtlicher schachspielenden Nationen, angerufen werde, den offiziellen Kandidaten für das Turnier zu ernennen. Der Weltbund wird den Zweikampf, geordnet und vereinfacht, periodisch und beschränkt in den zu spielenden Partien stattfinden lassen. Auch wird er die unvermeidliche Herabsetzung der Geldmittel bestimmen. Der Weltbund hat dann das Vertrauen zu rechtfertigen, das ihm aus den moralischen und materiellen Kräften seiner 23 Verbündeten erwächst und sich in seiner Mitglieder-Versammlung kundgibt. Man vergesse aber nicht, daß die finanziellen Mittel vor allem den Maßstab für die Kraft des Weltbundes abgeben. Wird der Zweikampf Aljechin-Capablanca, für den wir den beiden Großmeistern dankbar sind, der letzte sein nach der bisherigen Methode? Hoffentlich wird der Weltbund das nächste Mal seine Mission erfüllen.

(gez.) A. Rueb, Präsident.

Lösungen: Nr. 16. 1. Tb1-d3, 2. La1-e5, 3. Tb2-Kd4, 4. Tb4#. 1. ... e5, 2. Ld8-d3, 3. Lb6-Kd4, 4. Tb4#. Nr. 17. Der weiße König geht über c7-b6 usw. nach c3, nimmt den schwarzen Bauern und gibt mit c2-c4#. — Angegeben von Rechtsanwalt Strauß.

Rätsel

Silbenrätsel.

Aus den nachstehenden Silben sind 9 Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Krankheit, 2. tropischer Wiederkäuer, 3. Stammvater, 4. Reisegepäck, 5. Schwimmvogel, 6. Fluß in Afrika, 7. altes Musikinstrument, 8. türkischer Titel, 9. Terraineinschnitt in den Gebirgen Amerikas.

a, bel, ca, ca, cim, dam, die, ef, en, fen, ger, korb, la, ma, ni, non, rei, se, te, tharrh.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter ergeben dann von oben nach unten den Namen eines berühmten amerikanischen Fliegers.

Magisches Silbenrechteck.

Ordne die Silben: a, a, di, ma, na, na, ti, ti, ves derart in die Felder ein, daß wagerecht und senkrecht Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1. Göttin der Jagd, 2. italienischer Geigenbauer, 3. Austernsorte.

Fähigkeit.

Zum B wird ein Mann kaum taugen,
Der I muß mit f, kranken Augen.
Doch einen Wagen b auf n wird ihm gelingen,
Weil er dabei nicht braucht die Augen anzustrengen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 48.

Scherzrebus: Jeder kehre vor seiner eigenen Tür! —
Magisches Quadrat: Wut, Uhu, Tuch.

Richtige Lösungen sandten ein: Hilde Diebold, Heinrich Dienstbach, Hugo u. Adolf Eimer, Walter Emig, Karl Geibel, Anni Hoffmann, Albert Kefler, Jakob Schaffer, Kurt Stern, Wm. Schneider, Annemarie u. Magda Travers, sämtl. aus Wiesbaden; Fritz Wintermeyer aus Dettelnheim, Otto Prückel aus Hann. i. T.; Gusti Oppenheimer aus Hahnstätten.